

Elisa und Widmer.

Ich gehe zuweilen auf den Kirchhof. Das ist ein Ort, der mich nur ernst, nie traurig stimmt. Es dünkt mich, die Bande, die mich mit Lebenden verknüpfen, lösen sich mit dem Fortgang im Leben, und andere bilden sich unmerklich, die mich zu den Todten hinziehen, zu einer Gesellschaft, die ich bald vergrößern werde.

In unsern protestantischen Städten ist's am Sonntag, daß die Straßen leer, die Wohnungen verlassen sind, und ein heiliges Schweigen überall ruht. Während viele Familien ins Freie hinausgehen, Sonne und Vergnügen suchen; fliehen andere, frömmere oder älter, krankhaft oder von irgend einem Mißgeschick bedrängt, das Geräusch und die Menge, und wohnen mit Andacht dem Gottesdienst unterm kühlen Kirchengewölbe bei. Auch ich trete öfters in den Tempel, die Kühlung zu genießen; mich von den majestätischen Tönen der Orgel umrauschen, erschüttern zu lassen, und, einmal bewegt, den geheimnißvollen Widerhall der Stimme, die da spricht, zu hören, oder selbst in den feierlichen Gesang einzustimmen. Ich bin's, den man da oben im leeren, öden Chor sitzen sieht. Der Küster kennt mich wohl; er nimmt mich für einen wunderlichen Sonderling, bei dem es nicht gar richtig sein mag.

An einem solchen Tage treibt mich oft, ich weiß nicht, was für eine trübe Stimmung, vom Hause weg, ins freie Feld. Und

hab' ich die Schatten der Straßen hinter mir, und tret' ich hin unter das weite Himmelsgewölbe: so ist mir der Anblick der luftwandelnden Schwärmer widerlich; die Schaustellung der Festkleider verdrießt mich; ich mag nicht das Geseumse, das Lachen der Leute, den Staub nicht; wende mich abgelegenern Orten, einsamen Schattengängen zu; gelange zu dem Wege, den nur die Todten nach ihrer letzten Ruhestätte machen; überschreite die Schwelle und irre zwischen Gräbern umher.

Hier verläßt mich jener Mißmuth; eine angenehme, ich möchte sagen, heitere Schwermuth beschleicht mich dann. Ich wandle durch das hohe Gras; stelle mich in den Schatten jener Weidenbäume; sehe den blendenden Schein der weißen Mauern, die den Ort des ewigen Friedens umgeben; und die Stunden verfließen mir, ohne andere Zerstreuungen, ich weiß nicht, wie schnell und reich. Denn, indessen die Sinne ihr einsames Spiel haben, gehen mancherlei Bilder in mir vorüber; mancherlei Personen, mancherlei Gefühle leben in meinem Gemüth wieder auf. Ich bin in einer Welt heiliger Poesie; bin darin aufgelöst. Ich schwebe über Leben, über Zeit und Schicksal; und sehe, wie aus Himmelshöhen, die Reihenfolge der Menschengeschlechter, über deren Staub mein Fuß ruht. Komm' ich wieder zu mir selber, wandeln mich wieder andere Gedanken an. Meine Jugendtage sind vorüber; die Freuden sind verbraucht. Die Glut der Leidenschaften, den lachenden Leichtsinn kenn' ich nicht mehr.

Uebrigens haben Betrachtungen nichts Niederschlagendes, die der Gräbergarten in mir erregt. Es schlummern da unter mir nun Manche, deren Lebensrolle in die Tage meiner Kindheit fiel; und ich verlor dieselben zu früh, um ihnen noch lange nachzutrauern. Man muß erst älter sein, um Wunden zu fühlen, die nicht mehr ganz vernarben mögen. Und doch, wie lange bleibt nicht das Leben eine leichtsinnige Kindheit! Wie sind wir so flüch-

tige Geschöpfe, die nichts zerreißt, weil sie mit nichts ganz zusammenwachsen; glücklich, ohne ein beneidenswerthes Glück!

So besuch' ich denn auch, ohne Schmerz, jene Stelle, wo eine alte Tante ruht, die zu meinen frühesten Erinnerungen gehört, mir aber noch lebhaft und zwar von der ganzen Frische meiner ersten Jahre umringt, vorschwebt. Schwächlich, hinfällig, von Alter und Sorgen gebeugt, war sie am Ausgang eines Lebens, in welches ich eben harmlos hinein tanzte. Ich ging gern damals zu ihr. Sie hatte die Fenster ihres Zimmers gegen den See hinaus, dessen bläuliche Wellenebene mich immer entzückte. Die Welt, aus diesen Fenstern gesehen, erschien meiner jugendlichen Fantasie, wie voller Azur, Gold und Silber; wie ein glänzender Palast, zum Spielen und Jubeln; wie ein seliges Dasein, wo gefiederte Luftbewohner zur Freude umherflogen, Heerden zwischen Blumen weideten, und die Menschen nur im Glück des Friedens und der Unschuld schwelgten.

Die gute Tante! ich weiß nicht, in welchem Grade ich ihr Nefse war. Aber ihr fremder Accent des Französischen klingt noch in meinen Ohren und läßt mich glauben, sie sei von Geburt eine Deutsche, und Verwandte meines Vaters gewesen. Sie hatte Kummer; ich nahm Theil daran; und damals, Kummer! ich konnt' es nicht begreifen. Kummer in einer so prächtigen Welt, in immerwährenden Festtagen! Und die Tante hatte noch dazu zwei allerliebste Kanarienvögel, ein schmeichelhaftes Kästchen, Bonbons genug im Schrank und Zucker in der Schublade. Oft, wenn sie im Lehnstuhl saß, und ich im Zimmer spielte, ward sie nachdenkend, traurig; und wenn sie dann einige Papiere aus einem Kästchen hervornahm, wußt' ich gewiß, sie werde weinen. „Tante, laß die Papiere. Sie machen dich traurig,“ sagt' ich. „Hast Recht, liebes Kind,“ erwiderte sie. Aber wenn sie die Papiere auch weglegte, flossen dennoch die Thränen noch lange über ihre

Wangen. Ich aber spielte ruhig fort. Gute Tante, deren Güte mich damals anzog, und die ich später erst zärtlich verehren lernte! Ferne Träume, die sich in den Dämmerungen der Jahre verschöner, und zu Kleinodien unsers spätern Lebens verwandeln!

Sie ist schon seit etwa dreißig Jahren gestorben. Ich muß sie nahe vor ihrem Ende gesehen haben; denn in mehrern Monaten verließ sie das Bett nicht mehr, da ich noch zu ihr ging. Sie war da nicht trauriger, als zuvor. Aus ihrem Bette, mit grünen Umhängen, wachte sie über meine Spiele; munterte sie mich zum Geplauder auf; lächelte sie zu meiner Fröhlichkeit. Die kleinen Leckerbissen mußte ich mir nun selbst aus der Schublade nehmen. Und wenn ich mit bedächtiger Prüfung das größte Stückchen Zucker, das breiteste Bonbon auslas, sagte sie lachend: „Ja, du wählst besser, als ich.“

Dann und wann las sie in einem dicken Buche mit rothem Schnitt. Eine Art Instinkt hinderte mich daran, sie zu stören; ich trat leise auf; ich ließ die Kage in Ruhe, die auf dem Fenstergestimmis schnurrte, und lehnte mich neben ihr hin, um die Kanarienvögel hüpfen und spielen zu sehen, an deren Stelle ich lieber gewesen wäre. Sobald aber das dicke Buch zugemacht ward, macht' ich von meiner Freiheit wieder Gebrauch.

Das dicke Buch, es war eine Bibel, wie ich später vernahm. Ich hatte eine gewisse Ehrfurcht dafür. Denn so oft die Tante darin gelesen, sah ich sie ruhiger und heiterer. Dies hat mir einen unauslöschlichen Eindruck hinterlassen; eine Gewißheit des Trostes, welchen die Religion denen gewährt, die sich ihr, mit reiner Einsalt des Herzens, hingeben.

Zuweilen bleib' ich auf meinen Spaziergängen auch bei den Inschriften stehen, die sich auf den vielen Grabhügeln zeigen, und

lese. Manche enthält nur Namen und Alter des darunter Schlummernden. Sonderbar, gerade das Wenige zieht mich an. Es läßt mir viel zu ergänzen. Ich glaube, aus dem Namen, die mehr oder minder lebenswürdigen Eigenschaften dessen zu errathen, der ihn einst trug; seine Lebensverhältnisse, Leiden und Freuden. Die ganze Geschichte rollt sich, wie von selbst, in mir aus einander. — Dann noch das Alter der Person dazu genommen! — Die Lebensjahre, welche ein Grabstein nennt, führen eine beredte Sprache. Sie verkünden uns, ob der Sterbliche mitten im süßen Jugendrausch, aus den Armen einer Mutter, einer Geliebten davon mußte; oder, ob er schon, an den gewöhnlichen Grenzen der Lebenszeit, an einer Krücke wankte, die ihm die Bürde des Daseins stützen half.

Unter den Marmor-Platten befindet sich eine, die ich oft besuchte, ungeachtet ich den Sinn der darin eingemeißelten Zeichen nicht recht verstand; oder vielleicht auch eben deswegen. Die Inschrift war deutsch. Ich hatte in den Kinderjahren wohl von der deutschen Sprache etwas gelernt, aber das Meiste wieder vergessen. Ich begriff anfangs nur den Sinn der ersten Zeilen. Es war ein Vers:

„Das Leben gleicht der Frühlingsblume“ — — —

Ein traurig-schönes Gleichniß! — Warum aber nicht lieber, statt der fremden Wörter, die Hieroglyphe auf den Grabstein, die man in allen Sprachen versteht, — etwa eine geknickte Lilie, eine entblätterte Rose? — Und weiter unten las ich den Namen „Elisa“.

Aber es war spät. Die sinkende Sonne warf kein Streiflicht mehr über die Gräber, durch die hohen Cypressen; und Abends verschloß man den Eingang des Friedhofes zeitig. Dennoch konnt' ich mich nicht jählings von diesem Grabe trennen. Um etwas mitzunehmen, schrieb ich die sämmtlichen Zeilen ab. So ging ich heim und sog, unterwegs, aus dem Trauerbilde der ersten Worte,

wohlthuende Wehmuth. Sobald ich auf meinem Zimmer saß, und die Lampe angezündet war, versucht' ich, mit Hülfe eines Wörterbuchs, die Uebersetzung. Nicht ohne Mühe kam ich zum Ziel. Ich lernte dabei das ganze Gedicht auswendig. Hier ist's:

Das Leben gleicht der Frühlingsblume,
Sie gehet auf und welket ab.
Elisa liegt mit stillem Ruhme,
D weint um sie! — im frühen Grab.

Sie stand verpflanzt auf unsre Erde,
Und blühte nicht am rechten Ort.
Damit sie ganz zum Engel werde,
Nahm Gott sie weg. Sie blühet dort.

Eines Tags, in einer Mußestunde lustwandelnd, kam ich zufällig wieder an den Begräbnißplatz. Der Himmel hatte sich überzogen; die St. Johannesfelsen zeichneten sich finster an den Wolken ab. Ein stürmischer Wind beugte die Grashalmen auf den Leichenhügeln zur Erde. Es war, wie ein Seufzer der Natur, über die geliebten Todten.

Beim Eintritt sprang mir ein kleiner Hund entgegen und überhäufte mich mit feinen Schmeicheleien. Niederstehend wollt' ich sie vergelten; er aber, als hätt' er sich an mir betrogen, verließ mich. Ich verfolgte ihn mit den Augen und erblickte einen Mann in der Nähe, auf einen Spaten gelehnt. Es war der Todtengräber. „Ist dies Euer Hündchen?“ fragt' ich. — „Nein,“ sagte er: „Dessen, der hier im Grabe liegt. Ich fand ihn schon früh Morgens hier. Und er ist nicht der erste, der's so macht.“

Die Treue des armen Thiers rührte mich. Ich ging zu ihm. Es blieb still neben dem Grabe sitzen; schien mich zwar, mit einer Bewegung seines Schwanzes, freundlich empfangen zu

wollen; aber seine Augen verkündeten den Schmerz seiner jetzigen Verlassenheit. Wie mehr ich es streichelte, je trauriger und niedergeschlagener schien es zu werden, bis es endlich dumpf anfang zu winseln, als fühlt' es, bei Berührung von fremder Hand, die Abwesenheit seines Herrn nur um so lebendiger. Mir brach das Herz. Ich mußte dem Todtengräber die Aeußerungen meines bewegten Gemüths verbergen.

„Wißt Ihr, wem das Hündchen angehört hat?“ fragt' ich ihn. — „O ja, freilich,“ erwiderte er: „warum sollt' ich nicht? Er kam ja oft genug her, und hatte seinen Hund bei sich. Komm', da nimm!“ Er zog eine trockene Brodrinde aus der Tasche und warf sie dem Hunde hin, die dieser berecht und unberührt liegen ließ.

„Wenn das Hündchen Niemandem mehr gehört, so nehm' ich's gern zu mir,“ sagt' ich. — „Wahrhaftig, das wäre wohlgethan, Herr,“ versetzte der Todtengräber: „Für solch ein armes Geschöpf braucht's wenig. Ich hätt's selber behalten, wenn unsereins, mit Weib und Kindern, nicht sonst Alles nöthig hätte.“ — „Ihr sagtet vorhin, der ehemalige Eigenthümer des Hündchens habe Euch oft besucht.“ — O, bewahre, mich nicht; nein, seine Frau, die dort hinten begraben liegt. — „War's noch ein junger Mann?“ — Nein, das nicht; und dann war er schwächlich und gebrechlich, versteht Ihr, wohl von Kummer und Herzeleid. Es gibt, meiner Tren', nicht viel dergleichen Männer. Von Zeit zu Zeit kam er her, trat ans Grab der Verstorbenen und weinte sich satt. — „Zu welchem Grabe hier ging er?“ — Dort, zu dem, mit dem hohen Leichensteine, unter der Trauerweide — — —

Es war Elisens Grab! Im ersten Augenblick, ich bekenn' es, war, was ich eben vernommen, mir ganz ungelegen. Die Frühlingsblume! Man denkt sich doch dabei unwillkürlich ein zu früh vom Tode aus dem Leben fortgerissenes Mädchen. — Nun aber, eine Frau. — Das Mächterne in der kalten Wirklichkeit überfällt

die Blüthen der Fantasie, wie ein tödtlicher Reif; und sie verlangten doch nur Thau. — Indessen gewöhnt' ich mich bald wieder. Ich empfand Mitleiden mit dem jungen Manne, der Jahre lang seinen Gram um das junge Weib trug, und fragte den Todtengräber um nähere Angaben. Er wußte nichts.

Während ich mit ihm sprach, trat eine betagte Frau in Trauerkleidern zur Pforte des Gottesackers ein. Der kleine Hund sprang ihr eilig mit ganz besondern Freudenbezeugungen entgegen; allein ungeachtet aller Aufmunterungen und Lockungen, daß er ihr folgen solle, kehrte er wieder zum Grabe zurück und legte sich nieder. Sie, wie es schien, sehr gerührt, kam nicht wieder; blieb in einiger Entfernung, und fuhr fort, ihn zu rufen. „Ihr Herren“, sagte sie endlich, „könnte nicht einer mir das Hündchen herbringen? Ich möcht' es anbinden. — „Gehört es Ihnen?“ fragt' ich. — „Ganz gewiß.“ — „Wo wohnen Sie, Frau? Ich will es zu Ihnen führen.“ — „Hier ganz in der Nähe, unterhalb Champel. Ich heiße Margarethe. Fragen Sie nur Alt-Eichen nach. Das Hündchen ward mir von meinem Herrn anvertraut, meinem armen Herrn“ — — — hier schluchzte sie laut auf und konnte nichts mehr sagen. Sie reichte mir eine mitgebrachte Schnur, mochte aber nicht näher treten, sondern verließ schnell den Begräbnißplatz.

Als sie fort war, mußte der Todtengräber den Hund halten, bis ich ihm die Schnur umgebunden. Das gute Thier ließ, trotz seiner Aergstlichkeit, geduldig mit sich machen, was man wollte. Als ich aber versuchte, es fortzuziehen, stieß es ein schmerzliches Geheul aus; sträubte sich mit aller Kraft, und sah mich dabei so bittend und ausdrucksvoll an, daß ich Erbarmen fühlen mußte. Ich that also Verzicht darauf, es mit mir zu schleppen; sondern verband ihm die Augen mit dem Schnupftuch; nahm es auf den Arm und trug es streichelnd davon. Ich trug es auf einsamen Fußwegen nach den Hügeln von Champel, und erkannte bald das be-

zeichnete Haus an einer hohen, alten Eiche, die mit ihren Zweigen einen kleinen, kühlen Vorhof fast ganz überschattete. Dahinter stand das Häuschen, an einen buschigen Hügel gelehnt, dessen Höhen kahl und unbewohnt emporragten.

Der Anblick dieser Wohnung machte durch ihr einsames, ödes Daliegen einen düstern Eindruck. Ich bemerkte zwar nichts weniger, als Unordnung oder Verfallenes. Aber, als ich über den Hof ging, trat ich auf dichten Rasen. Bis zur Hauschwelle wucherte Klettenkraut mit breiten Blättern und Brenneffel. Neben mir schoß ein Wieselschen vorbei.

Die gute Alte, wie sie mich hörte, erschien droben am Fenster, kam herab, und führte mich in ihr Zimmer, wo sie eben beschäftigt gewesen war, Kleider und Papiere in Ordnung zu bringen. Sie ließ nun Alles liegen, um das Hündchen zu lieblosen; dankte mir, mit Thränen im Auge, für meine Mühe; ging wieder zum Hunde, der immer gegen die Thür zurückkehren wollte; goß ihm endlich Milch in eine Tasse, die er begierig leckte.

„Wohnen Sie hier allein, Frau Margarethe?“ fragt' ich. — „Jetzt, leider, ja, ganz allein. Ich hatte einen Herrn; der liebe Gott nahm ihn zu sich.“ — „Aber war er ohne Verwandte und Freunde?“ — „Verwandte besaß er keine; Freunde, niemanden, als mich. Nach dem Tode seiner Schwiegermutter nahm er mich in Dienst. Er lebte zurückgezogen; sah keinen Menschen. Als er begraben wurde, folgten mein Bruder und ein paar Nachbarn dem Sarge nach.“

„Sonderbar!“ rief ich: „Warum lebte er denn so abgeschlossen von der Welt?“

— Ich weiß wenig von ihm, und was ich weiß, nur zufällig durch andere Leute. Er sprach nie von seinem Kummer. Ich habe

nur erfahren, daß er seine Frau sehr geliebt hatte. Ein einziges Mal, als ich unten vorbeiging, sah ich sie an diesem Fenster sitzen; sie war jung und schön und sehr blaß. Er hatte sich schon früh mit ihr versprochen gehabt; aber wenig Vermögen von Haus her. Viel Jahre arbeitete er, bis sich seine Umstände verbessert hatten; dann heiratheten sie einander. Sie starb, ich weiß nicht an welcher Krankheit. Seitdem verging er, wie ein Schatten, der gute, liebe Herr! — Es sind erst acht Tage, da sagte er zu mir: „Margarethe — — nun bald, bald ist's vollendet!“ Er nahm zweimal meine Hand, was er sonst nie that, und sagte: „Weine nur nicht. Ich sehne mich, bald aufgelöst zu werden. Elisa erwartet mich, ruft mich.“ So sprach er mit schwacher Stimme dies und das; dann mußte ich Briefe aus einer Schublade nehmen, und sie vor seinen Augen im Kaminfeuer verbrennen. Ich vermuthete, es waren Briefe aus früherer, besserer Zeit; denn ich las auf einem die Adresse: A mademoiselle Elisa Meyer.

„Meyer? Elisa Meyer? War sie denn von hier gebürtig? Kannten Sie ihre Mutter?“ rief ich.

— Sie war nicht von hier gebürtig, sondern hergekommen mit ihrer Mutter, die aber längst gestorben sein soll. Ich fand aber den Namen im Linnenzeug, das nachher mein guter, lieber Herr von ihr geerbt hat, und auch, sehen Sie, hier vorn in ihrer Bibel eingeschrieben — — —

Frau Margarethe griff hinter sich und legte mir ein dickes Buch hin. Mein Gott, es war die Bibel meiner Tante! — Ich war außer mir. Die Bibel mit dem rothen Schnitt! Die ganze Kindheitswelt dämmerte wieder vor mir auf.

„Es war meine Tante!“ rief ich.

Die gute Margarethe unterbrach den, stets von ihren Thränen begleiteten Bericht, und war nicht weniger verwundert, als ich.

Nun erzählst' ich ihr mit wenigen Worten, wie es gekommen, daß ich erst jetzt zu der unerwarteten Entdeckung gerathen sei.

„Diese Bibel,“ sagt ich, „diese Bibel gehört zu meinen frühesten Erinnerungen. Sie war ja der Trost meiner Tante in den Stunden ihres Kummer's. Sie hatte wohl ein paarmal von einer kleinen Tochter gesprochen, die sie habe; aber weil ich sie nie sah, achtete ich nicht darauf. Dann kam ich in die Schulen. Die Tante starb. Mein Vater war in Uneinigkeit mit der Familie, so, daß ich zu keinem der Verwandten mehr ging. Ich ward älter; in die weite Welt hinausgeworfen; allen hiesigen Verbindungen fremd. Unterdessen starb auch mein Vater. Ich sehnte mich nach Hause zurück; blieb wo ich war; wo ich mir Vermögen und Achtung erworben hätte, wo ich endlich — das Grab meines Lebensglückes fand, da, wo ich das Höchste erst erwartete. Ich liebte. Wahr ist's, mancherlei Liebschaften hatt' ich vorher auch gehabt. Ich ward wieder geliebt. Wir wechselten Gelübde und Eide. Da verboten mir die Aeltern den Umgang mit ihrer Tochter. Sie fanden für ihre Tochter eine annehmlichere Partie. Meine Geliebte wollte entgegenkämpfen, mir Treue bewahren, aber — entweder zu schwach, oder, — genug, sie brach die Treue und ward das Weib eines Andern. Mit eigener Hand schrieb sie es mir. Da kehrt' ich in diese Gegenden zurück. Ich kannte keine Verwandte; mochte keine kennen. — Es thut mir jetzt leid. Hätt' ich den unglücklichen Mann gekannt, dessen Geschichte ich erst über seinem Grabe erfahre, ich würde mich ihm angeschlossen, meinen Schmerz mit dem seinigen vereint haben. In ihm würd' ich vielleicht den Freund gefunden haben, der mir fehlt, und den ich nicht unter Menschen suchen will, die mir Fremdlinge bleiben müssen, weil sie glücklicher sind, als ich.“

Die gute Alte, wie sie meinen, meines Vaters, meiner Mutter Namen, viele andere ihr nicht ganz unbekannte Einzelheiten hörte,

die ich in meiner Erzählung berührte, wußte sich kaum zu fassen. „Das ist Gottes Schickung!“ rief sie: „So ist auch mir geholfen. Ich wußte nicht, wie mich, wegen des Nachlasses von meinem Herrn, benehmen. Ich bin ein schwaches Weib. Sie verstehen es besser; Sie sind ja sein Verwandter. Nehmen Sie Alles zur Hand.“

„Dazu hab' ich keine Befugniß,“ sagt' ich: „Hat er kein Testament hinterlassen?“

— Am gleichen Tage, da ich die Briefe verbrennen mußte, befahl er mir, ein versiegeltes Paket nach seinem Tode zu eröffnen, das ich dort im Ziehkästchen seines Sekretärs finden würde. Aber ich hab' es nicht ohne Zeugen öffnen wollen und dann, — ja, es hat mir Furcht gemacht.

So sprach sie, und gab mir das Päckchen. Es war an sie überschrieben. Ich mußte es eröffnen. Es enthielt einige Zeilen, an sie gerichtet; unterzeichnet „Karl Widmer“; ein Verzeichniß seines Eigenthums, eine testamentliche Verfügung und einen verschlossenen Brief an einen Notar in der Stadt.

In der letzten Willens-Erklärung vermachte er sein Vermögen, nach zwei gleichen Theilen, die eine Hälfte den Armen der Gemeinde; die andere, nebst dem Wohnhause und gesammten Mobilien, aus Erkenntlichkeit für zwanzigjährige Treue, seiner bisherigen Dienerin Margarethe Besson. Das ihm von seiner Frau und deren Mutter zugefallene Vermögen vermachte er dem Cousin seiner Frau, wenn derselbe noch am Leben sei, und er führte dabei mich namentlich an, oder, in dessen Todesfall, andern, die dazu berechtigt sein können, im Fall deren gar keine vorhanden wären, den Erstgenannten.

So ward ich, auf ganz unerwartete, und gewiß seltsame Weise, dem unglücklichen Manne, seiner jungen Gemahlin und meiner ganzen Kindheitswelt näher zugeführt; ward sogar Eigenthümer

jener Bibel, jenes Lehnstuhls, jenes alterthümlichen Haus- und Zimmergeräthes, was alles zuweilen mir noch dämmrig, wie Dekoration, vom Traum der Jugend, vor die Seele getreten war. Das Buch besonders galt mir, wie ein Heiligthum. Es war für mich vom Glanz der frühesten Erinnerungen, Freuden und unschuldigen, kindlichen Neigungen umflossen. Ich drückte es mit Innigkeit an meine Lippen, als wäre, durch den Zauber seiner Gegenwart, das verlorne Paradies um mich her zurückgekehrt, und der lange traurige Zwischenraum von Jahren nur ein schwerer Traum gewesen.

Während ich mit dem Notar die Erbschaftssachen in Ordnung setzte und die gerichtliche Versteigerung dauerte, nahm ich Margarethen zu mir. Aber, als sie sich, nach einigen Wochen, in den Besitz ihres Wohnhauses und bescheidenen Vermögens überpflanzen sollte, bezeugte sie Kummer, mich zu verlassen. Sie verging jedesmal in neuem Schmerz, wenn sie in Widmers Haus trat. Ich sah, die gute, würdige Alte werde endlich ebenfalls vom Gram einer zerrissenen und allzutreuen Anhänglichkeit verzehrt werden. Sie beruhigte sich nicht, bis ich versprach, in ihre stille Wohnung zu ziehen; ihr die Führung meiner kleinen Haushaltung zu übergeben, und an die Stelle ihres ehemaligen Herrn zu treten. So gewann auch ich, daß ich mich von dem treuen Hündchen, unserm gemeinschaftlichen Freund, nicht trennen mußte, dem wir abwechselnd mit Schmeicheleien seinen Verlust vergessen zu machen suchten.

Sobald ich mich in dem neuen Haus am Hügel angesiedelt hatte, verfügte ich in dem Theil des Gebäudes, welchen ich bewohnte, über Stellung und Anordnung der Mobilien meiner Tante. Es mußte, so viel als möglich, wieder werden, wie ich Alles in den Tagen meiner Kindheit gesehen. Ich genoß, nach langer Zeit, das Vergnügen wieder in einer Gesellschaft zu leben, der meine Schwermuth nicht lästig war. Auch Frau Margarethe genoß des

heitern Lebens von neuem, als sie sich in einer Umgebung und unter Verhältnissen wußte, die ihren bisherigen Gewohnheiten entsprachen. Ihrem liebenden, anspruchslosen Wesen war Hingebung für Andere ein wahres Bedürfniß. Einem Herrn dienen, ihn besorgen, sich selber vergessen für ihn: das war ihr Tagewerk, ihr Lebensgenuß. Nur zu gehorchen, nicht zu gebieten, schien ihre Bestimmung. Sie adelte ihren bescheidenen Stand, und gab ihm eine Würde, die oft dem Stande derer mangelt, die zu befehlen haben.

Unter den Sachen, die mir als Erben zugefallen waren, fanden sich auch die Papiere meiner Tante, und, bei denselben, Briefe ihrer Tochter und des Herrn Widmer. In Mußestunden ordnete ich sie. Ich lebte mich selber, wie ich sie durchging, in das Leben beider Edeln hinein. Ich will, weil ich nun einmal diese Erzählung angefangen, noch mittheilen, was ich von ihnen weiß.

Elisa war von Zürich. Dort waren ihr die ersten Jahre der Kindheit verfloßen. Ihr Vater, ein Mann von achtungswürdigen Eigenschaften, hing mit innigster Zärtlichkeit an dem Kinde, und bildete die Anlagen desselben mit hoher Sorgsamkeit aus. Es scheint aber doch, daß er bei aller Umsicht in seiner Erziehungsweise, sich zu sehr dem Vergnügen hingab, die ohnehin reizbare Stimmung und rege Einbildungskraft des jungen Mädchens so früh, als möglich, zu wecken, um deren vorreife Früchte zu bewundern. In einem Alter, in welchem Elisens Gespielinnen noch, lustig und gedankenlos, durchs Leben hinflatterten, mit ihren Puppen tanzten, und sich in kindischen Spielen des Muthwillens ergöhten, las sie schon die Werke der Dichter und erfüllte sie ihr Gemüth mit Bildern und Ahnungen dessen, was für sie noch in weiter Ferne liegen sollte. Ihre schwärmerische Seele entwickelte

sich vielleicht auf Unkosten der Gesundheit eines zarten Körpers. Als ihr Vater starb, sie war kaum zehn Jahre alt, fehlte wenig, ein tiefer anhaltender Gram hätte sie zu ihm ins Grab gezogen. Ich besitze noch ein Porträt von ihr, aus damaliger Zeit. Ihre Züge sind voller Adel und Feinheit; aber man erkennt leicht im Ausdruck ihrer Augen, im schwermüthigen Lächeln ihres Mundes, im Ernst, der auf ihrer Stirne herrscht, daß dies Kind schon über den leichten Sinn seines Alters hinaus war und zeitig ein Raub tiefer Leidenschaft zu werden drohte.

Meine Tante verließ, nach dem Tode des Vaters, Zürich, und siedelte sich in Genf an, um noch lebenden Gliedern ihrer Familie und meiner Mutter näher zu wohnen. Mit der Erziehung ihrer beiden Kinder beschäftigt, suchte sie die allzurasche Entwicklung ihrer Tochter zu mäßigen, und die Fortschritte des Sohnes zu befördern. Ein junger Mensch mußte diesem den Unterricht im Zeichnen geben. Der Lehrer war arm, aber wohlerzogen und kenntnißvoll. Dies war Widmer. Elisa wohnte den Stunden des Unterrichts oft bei. Sie fand in Allem, worin er unterwies, mehr Belehrung und Nahrung für den Geist, als in den faden Kleinigkeiten, womit ihre Lehrerinnen sie beschäftigten. Allmählig dehnte sich ihr Interesse an dem Unterricht auf den Jüngling aus, der ihn erteilte; sie fragte ihn; sie hörte seine Urtheile gern. Und er, von der Verstandesklarheit und Anmuth dieser schönen Schülerin gefesselt, schlürfte in langen Zügen das süße Gift einer Leidenschaft ein, die er sich selber nicht gestand. Ohne Zweifel bemerkte meine Tante wohl diese wachsende Neigung; aber sie, eine zärtliche Mutter, glaubte in dem jungen Mann den Würdigsten zu erkennen, der bestimmt sei, das Herz ihrer Tochter zu fesseln und für ihr Glück die sicherste Bürgschaft leisten zu können.

Elisa mochte vierzehn, Widmer neunzehn Jahre alt sein, als sich beide schon mit jener Innigkeit liebten, deren Reinheit selbst

nur die Gewalt derselben aufs Höchste steigert. Aus einem Briefe meiner Tante vermuth' ich, daß sich beide, in Unschuld und Unbefangenheit, ihre gegenseitigen Empfindungen gestanden und ewige Zärtlichkeit gelobt hatten. Durch Elisens freiwilliges Bekenntniß gegen die Mutter davon unterrichtet, schrieb diese einen Brief voller Nachsicht und Ernst an Widmer. Sie hütete sich, ihn durch unklugen Tadel einzuschüchtern, mißtrauisch zu machen, und stärker aufzuregen; sondern belehrte ihn nur von dem, was Anständigkeit und Verhältnisse forderten; beleuchtete seine Lage, und welche Schonungen die empfindsame Gemüthsart Elisens unumgänglich erheischten. Ohne irgend eine Verheißung voreilig von sich zu geben, ließ sie ihm nur bemerken, daß solche Verbindung erst der Preis seiner Fortschritte in der Kunst, der er sich geweiht, und des Ansehens, das er zu erwerben habe, wie seiner Tugenden werden könne. Ich wundere mich nicht, daß die Neigung der jungen Leute, durch eben so weisen, als liebevollen Rath der Mutter beruhigt, von da an, ohne Trübung, ohne Sturm, im stillen Gewohntsein, zu solcher Festigkeit erwuchs, daß sich daran zuletzt alle Gewalt der Zeiten und Schicksale brechen mußte.

Widmer, durch die eröffnete Aussicht begeistert, weihte sich nun rastlos den Arbeiten seines Fachs. Seine Liebe, im Schleier des Ehrgeizes, entflammte ihn, das Höchste der Kunst zu erringen. Schon nach einigen Jahren stand er so ausgezeichnet da, daß ihm alle Kenner die glänzendste Laufbahn weissagten. Er selbst aber konnte sich nicht zur Genüge thun. Er wollte Elisen ein ihrer würdiges Loos schaffen; und sie hinwieder vermehrte, mit der Glut ihrer edeln Schwärmerei, die seinige für Alles, was groß, ehrwürdig und der Palme allgemeiner Bewunderung werth ist. Ihre Seelen waren, möcht' ich sagen, so in einander zerfließen und Eins, daß einer den andern so wenig bezweifeln konnte, als sich selbst; daß in beiden nur ein Gedanke, nur ein Gefühl lebte;

daß sie sich keine Schwüre, keine Versprechungen unverbrüchlicher Treue mehr gaben, und mit fester Ruhe die Zukunft erwarteten, in welcher Gestalt sie auch erscheinen mochte.

Meine Tante sah nicht ohne geheime Bangigkeit vor, daß diese beiden Leben durchaus von einander abhängig waren. Ich finde den Beweis in einigen Zeilen, die ihr Widmer schrieb, als sie Furcht geäußert haben mochte, was aus ihnen werden würde, wenn irgend eines von beiden ein Unfall träfe. — „Was denn?“ schrieb er: „Steht der Mensch, voll göttlicher Kraft, nicht höher, als die Macht der Natur; als die Gewalt jedes Schicksals; als Lust und Leid des Lebens? — Was denn, und wenn endlich für uns erschiene, was die Menschheit das Schrecklichste nennt? Trennung durch den Tod! — Was ist's dann mehr, wenn einer früher von uns heimgeht? Die Seelen leben! Die eine eilt voran ins ewige Vaterhaus und erwartet die andere. In diesem Warten und Sehnen gehören sie sich wieder an. Nein, liebe Mutter, bannen Sie doch diese Furcht von sich, die Ihrer Frömmigkeit und unserer Liebe unwürdig ist; einer Liebe, deren Flamme von ohnmächtigen Windstürmen hienieden wohl angefaßt, nicht ausgelöscht werden kann.“

Der verborgene Kummer der guten Tante war indessen nicht ganz ungegründet. Sie sah in verschiedenen Anzeichen die Vorboten von Elisens hinsinkender Gesundheit. Eine gewisse, immer bleibender werdende Blässe verdrängte die bisherige feine Röthe von den Wangen der Tochter. Zur Zartheit ihrer Gesichtszüge trat einige Magerkeit derselben. Das ruhige, tiefe Feuer ihres Blicks verkündete, daß eine allzuglühende Seele die Kraft des schwachen, gebrechlichen Körpers verzehre. Bald wurden die mütterlichen Besorgnisse so sehr gesteigert, daß Maßregeln ergriffen werden mußten, welche auch Widmern ernst machten. Auf An-

rathen der Aerzte sollte meine Tante ihre Tochter in ein milderes Klima führen, wo immer noch die Nähe des Gebirgs ihren erquickenden, belebenden Einfluß der Luftwärme beifüge. Im folgenden Frühling reiseten sie beide also nach Aosta, einer kleinen piemontesischen Stadt, wo, am Fuße des St. Bernhard, die benachbarten Alpen die Hitze der italienischen Lüfte mildern.

Aber in leidenschaftlichen Herzen bietet Alles der Flamme Nahrung, die sie verzehrt. Elise verging in diesem neuen Aufenthalt, fern von Widmer, voll schmerzlicher Ungeduld, endlich wieder in seiner Nähe zu athmen. Weil sie ihn nicht sehen, nicht sprechen konnte, schwärmte sie in Gedanken mit ihm an den Ufern des vaterländischen Sees; oder betrachtete sie für ihn, und gleichsam aus ihm selber, hervor, diese fremden Landschaften, in denen sie wie eine Verbannte lebte; dies malerische Gemenge von römischen Ruinen und neuen Wohngebäuden der Stadt Aosta; die gewaltigen Eisberge, welche sich so nah und hoch über dem blühenden Thal den Wolken entgegenblähen. Sie sah nur mit feinen Augen; empfand nur und urtheilte, wie etwa er an ihrer Stelle empfunden und geurtheilt haben würde. Dann beschrieb sie ihm Alles in Briefen, worin sich, mit der Poesie ihrer Schilderungen, die Trunkenheit einer Zärtlichkeit vereinigte, welche in solcher Ferne minder schüchtern war. Inmitten dieser ewigen Bewegungen des Gemüths war die Milde des Klima's zu ohnmächtig, den zarten Körperbau der Jungfrau gegen die zerstörende Glut ihrer Seele zu schirmen. Elisa's Kräfte schwanden. Sie konnte bald die Anstrengung von Spaziergängen und Arbeiten weniger ertragen. Schon mußte sie, nicht ohne Bitterkeit, Verzicht leisten, oft zu schreiben; und, wenn Sehnsucht und Stärke ihres Geistes sich vom Dienst der schwachen Glieder verlassen sah, ergoß sie ihren Unmuth in Thränen und überließ sie sich einer düstern Verstimmung, welche der Rückkehr der Gesundheit noch mehr widerstand.

So neigte sie sich dem Grabe zu, wie eine zarte Blume, die in der Fülle ihrer Pracht welkt.

Als der Winter nahte, überlegte meine Tante, ob sie ihr Kind nicht in noch südlichere Gegenden führen sollte, um sie vor den Einflüssen rauher Witterung zu bewahren. Widmer verlangte es; er schrieb, er wolle sie selber begleiten; er hoffe Alles von der milden Sonne Toscana's. Er reisete ab. Doch schon in Martinach angekommen, meldete ihm ein Brief meiner Tante, sie kehre mit Elisen zurück; er solle in der Umgebung der Stadt ein stilles wohlgelegenes Haus suchen. Es scheint Elisa, von Ahnungen gedrängt, wollte sicher sein, den Himmel ihrer Heimath, die Dörfer noch einmal zu sehen, welche Zeugen ihrer feierlichen Gelübde und Schwüre gewesen waren. Mutter und Tochter nahmen den kürzesten Weg, das heißt, über den St. Bernhardsberg. Aber Elisa, schon zu kraftlos, sich auf dem Sattel eines Maulthiers zu halten, ward, bis zum Hospiz, in einer Sänfte getragen, neben welcher die Mutter mit geheimem Gram, als Begleiterin, ritt und einen Muth, und Hoffnungen heuchelte, die ihr fehlten.

Unterdessen hatte Widmer das kleine Landhaus gemiethet, welches er nachher zu seinem Eigenthum gemacht hat, und Alles darin zum angenehmen Empfang vorbereitet. Er war in unaufhörlicher, fieberhafter Erregung. Bald von der Unvermeidlichkeit des drohenden Verlustes überzeugt, bald von der leisesten Andeutung in den Briefen meiner Tante ergriffen, daß es sich bessere, ging er von der Verzweiflung zur ausgelassensten Freude über. Benachrichtigt, Elisa habe die Alpen glücklich zurückgelegt, wollt' er ihr entgegenfliegen, als er einige Zeilen der Mutter empfing, die ihn bat, ihre Ankunft zu erwarten. Die unglückliche Mutter, nach überstandenen tausend Nengsten auf der Reise über das Hochgebirg, war durch den Zustand ihres Kindes genöthigt worden, im Wallis'schen Dorfe St. Branchier zu bleiben. Sie fürchtete,

die Kranke nicht lebendig zurückzubringen. Und als sie endlich den Weg fortsetzen konnte, zitterte sie, daß das plötzliche Erscheinen Widmers den schwachen Faden zerreißen könne, an welchem Elisa's Leben hing.

Am ersten Freitag im Herbstmonat langten die Frauenzimmer an. Widmer mußte sich, nach dem Wunsch meiner Tante, zurückziehen. Vom Gebüsch versteckt, welches das Haus umschattet, sah er Elisen bleich und entstellt, halbliegend im Sitz der offenen Chaise. Er hätte vor Freude aufjauchzen mögen; denn noch nahm er ihre Stellung, ihre Blässe, für Folgen zu großer Ermüdung von der Reise. Aber, als man die Kranke auf den Armen ins Haus tragen mußte, verging er im Wahnsinn hoffnungslosen Jammers. Bald erschien meine Tante wieder im Hofe. Er stürzte sich an ihre Brust. Beide stumm, im gemeinschaftlichen Schmerz aufgelöst, hielten sich weinend umschlungen.

Elisa, allein geblieben, auf einem Sopha ruhend, betrachtete mit erloschenen Blicken die neue Wohnung, schwach von Abenddämmerung erhellt. Durch die Reise und durch Bewegungen des Gemüths erschöpft, fühlte sie ihre Glieder gelähmt, und ihre Seele nur von verworrenen Erinnerungen umgeben, ohne Hoffnung, ohne Muth. Als ihre Mutter hereintrat, und, vorbereitend, von Widmer sprach, der draußen noch im Gange umherirrte, nahm sie gerührt deren Hand in die ihrige, aber ohne ihr düsteres Schweigen zu unterbrechen.

Ein Bedienter brachte Licht. Widmer, voller Ungeduld, folgte ihm, bis unter die Thür des Zimmers. — „Widmer!“ rief Elise mit weicher Stimme, aber ohne Lebhaftigkeit. — „Elise!“ rief er und stürzte zum Sopha. Beim Anblick ihrer Blässe und Entkräftung, glänzten seine Augen von einer dunkeln Flamme. Dann, vom heftigsten Schmerz zerrissen, warf er sich auf die Knie vor ihr nieder, bedeckte ihre Hände mit seinen Küssen, und suchte sein

Schluchzen mit den lebhaftesten Liebkosungen zu verdecken. Ueber Glisens bleiche, eingesunkene Wangen rannen einige Thränen. Das Verlangen nach dem Leben fing wieder an in ihrem Herzen wach zu werden, das schon darauf verzichtet hatte.

„Widmer,“ sagte sie nach einer langen Stille: „Was ist aus Ihrer Elisa geworden!“ Ihre matte Stimme erlosch wieder im Weinen. Dann, sich selber überwältigend, fuhr sie fort: „Ich hoffte, diesen Augenblick des Wiederfindens mit größerem Muth zu ertragen; aber — ich habe keine Kräfte dafür. — Mein Freund — mein theurer Freund — — — es wäre der Seligkeit zu viel für Sterbliche gewesen. — — — Gott ruft mich ab. Ich danke ihm, o wie sehr! für die Tage, die er mir gewährte; für die Tage, welche Ihre Liebe nur verschönern konnte.“

Schweigend, mit gepreßtem Herzen, trockenen Auges, hielt Widmer in seinen brennenden Händen die ihrigen geschlossen. In seinem Innern erhob sich ein Grollen gegen die Unbarmherzigkeit des Himmels, der diesen Engel, voller Unschuld und Seelengüte, dem Tode weihte. Es fuhren entsetzliche Gedanken durch seinen Kopf, die ein wildes Lächeln um seine Lippen zucken ließen. Aber, beim Anblick der Ergebenheit und Ruhe der schönen Dulderin, empfand er wieder Scham vor sich selber. Er fühlte, daß er ohne Seelengröße, ohne religiösen Muth, ohne Standhaftigkeit unter den Schlägen des Schicksals, nicht Glisens würdig sei.

„Nein, Elisa, nein!“ sagte er endlich, und der Schmerz übermannte ihn von neuem: „Gott fordert dich noch nicht von uns ab. — — — Ich, ohne dich hienieden — — — nein! Es ist unmöglich. Mit dir sterben, mit dir leben — — — anders kann ich nicht!“ —

Seine Tante, für Elisen, wie für ihn besorgt, mußte ihn unterbrechen, und führte ihn aus dem Zimmer hinweg.

Schon früh andern Morgens wandelte er in der Nähe des einsamen Hauses. Als sich vor Elisens Fenstern die Läden halb öffneten, durchschauerte ihn Freude. Als meine Tante zu ihm in den Hof trat und ihm meldete, wie Elise, gegen alle Erwartung, eine ruhige Nacht und langen Schlaf gehabt habe, schwamm er in Entzücken. Er theilte ihr Wünsche, Entwürfe mit, die sie aus Rücksichten der Klugheit, ablehnen zu sollen glaubte.

Ich habe einen Brief vor mir, den er meiner Tante schrieb und worin er von seinem Wunsche spricht. Denn er sandte ihr täglich Zettel, weil er sie, die stets bei der Tochter war, selten allein sprechen konnte. „Wir haben uns ehemals,“ heißt es in einem der Briefchen: „ehemals, in den seligen Zeiten unsers Erdenlebens, Gelübde gethan; einer dem andern Liebe und Treue geschworen. Diese Schwüre aber dehnten sich doch nur auf den flüchtigen Zeitraum des irdischen Daseins aus. Wir haben nun, als ich letztesmal mit Elisen allein war, ein neues, höheres Bündniß geschlossen. Es umfaßt das Leben jenseits des Grabes, die ganze Ewigkeit. Es ist ein heiliges, ein unzerstörbares. Doch dies genügt nicht; ich will, unsere Verbindung soll vor Gottes Angesicht feierlich besiegelt werden; will, daß Sie mir meine Verlobte vor dem Altar geben; will, daß der Tod eine Gemahlin mir, nicht bloß eine Geliebte entreiße. Nur so werd' ich, allein bleibend, mein Leben ertragen können.“

Man erblickt in diesem Zuge die ganze Macht der Schwärmerei und überspannten Gemüthsstimmung, welche in der Liebe der beiden Unglücklichen herrschte. Für Elisen besonders, deren Stunden gezählt waren, hatte jener Wunsch viel Tröstliches. Widmer war ihr nur darin zuvorgekommen, ihn auszusprechen. Sie hätte es selber gethan, und sah es mit Vergnügen von ihrem Geliebten gestehen. So hob für sie der Tod nicht eine Verbindung auf, die der schönste Traum ihres Lebens gewesen.

Meine Tante, die dem Verlangen Beider unmöglich widerstehen konnte, und noch mit dem Pfarrer in Verbindung stand, der Elisen in der Religion den ersten Unterricht ertheilt hatte, wandte sich, in dieser sonderbaren Angelegenheit, an ihn. Es war ein ehrwürdiger Greis, der damals der Pfarrei Satigny bei Genf vorstand. Er erbot sich, die Erlaubniß auszuwirken, die Trauung im Hause zu verrichten, um Elisen die Mühe des Kirchgangs zu ersparen. Aber sie weigerte sich dessen. Sie forderte die volle Feierlichkeit der Handlung. Es schien, die Erfüllung ihres letzten Wunsches habe sie neu belebt. Ihr Auge gewann neuen Glanz. Mit trügerischer Kraft nahm sie, auf dem Sopha sitzend, selber an allen Vorbereitungen des Hochzeittages Theil.

Als endlich die ersuchte Stunde schlug, erhob sie sich selbst zuerst zum Aufbruch; ging, gestützt auf den Arm ihrer Mutter und des Bräutigams, die Treppe hinunter und ward in den Wagen gehoben. Hier gab sie jedem von beiden, in deren Mitte sie saß, die Hände und sagte ihnen von Zeit zu Zeit ein liebendes, heiteres Wort. Angekommen in der Kirche, setzte sich Elisa, vor dem Altar, in einen für sie hingestellten Lehnstuhl; Widmer kniete neben ihr. Meine Tante stand hinter ihr, um die Tochter aufrecht zu halten, welche noch die letzten Kräfte benutzte, ihre Empfindungen zu besiegen, denen sie fast unterlag.

Nach einer kurzen Anrede verlas der Pfarrer die Liturgie; allein er übersprang darin einige Stellen voller Verheißungen, welche sonst Neuvermählten eine freundige Zukunft ahnen lassen, hier aber, einer sterbenden Braut gegenüber, zu düstern Kontrast gebildet haben würden. Nachdem die Zeremonie vollendet war, machte der würdige Geistliche eine Pause und blickte mitleidsvoll auf das junge Paar. Dann sprach er mit zitternder Stimme: „So hab' ich Euch denn nun vor dem Angesicht des Ewigen für die Ewigkeit verbunden. Die Wege Gottes sind dunkel, aber seine unendliche Güte

ist kein Geheimniß. Er sieht Euch in diesem feierlichen Augenblick; sieht Eure Thränen; sieht Eure beschwerten Herzen, — aber der Allbarmherzige hat für Alles, auch für Euch, seine Vergeltung bereit.

„Elisa Widmer, mein Kind, — — — laß mich dir den süßen Namen geben, — — — ich kenne dich — — — sei glücklich! — Ich flehe mit aller Inbrunst der Seele zum grundgütigen Geber aller guten Gaben, daß er deine Tage auf Erden verlängern wolle. O möchte er doch von mir die wenigen Jahre, die ich vielleicht noch zu leben bestimmt bin, hinwegnehmen und den deinigen hinzufügen! Ich würde sie so gerne hingeben! — — — Wenn es aber in seinem Rathschluß liegt, liebes Kind, — — — dann schau' empor, den Himmel offen, der dich empfangen will; steh', am Ziele einer kleinen Frist folgt dir deine Mutter; — und dieser junge Mann, jetzt dein Gemahl, der dir lange schon, der dir auf ewig nun angehört, er erwartet nur die Stunde, in welcher er dies Land der Thränen verlassen soll, um dich in den Wohnungen der Seligkeit wieder zu finden, wo kein Tod mehr scheidet, und Wonne und Frieden Gottes jeden Dulder lohnt.“

Der alte Pfarrer schwieg. Die Sprache erlosch ihm in tiefer Wehmuth.

Widmer nahm Elisen in seine Arme; hob sie in den Wagen; überhäufte sie mit den zärtlichsten Namen, nannte sie seine göttliche Frau, sein liebes Weib; verschwendete jede Liebkosung, um gleichsam den Lebensfunken in ihr anzuzünden, der im Erlöschen schien.

So kamen sie nach Hause zurück. Wie Elisa wieder auf dem Sopha ihres Zimmers war, gab sie ihren beiden Begleitern ein Zeichen, zu ihr zu treten. Ihr Odem ging schnell und kurz. Ein Frösteln durchzitterte ihre Glieder; und das bleiche Weilschenblau des Todes bezeichnete stellenweis ihr schönes Gesicht.

„Nun ist's Zeit zu scheiden,“ sagte sie mit sichtbarer Anstrengung: „Arme Mama, ich lasse dich bei ihm! — Widmer, ich will dich erwarten. — Wir sind selig in Gott; — ewig! — Widmer!“ Sie konnte nicht mehr hinzufügen. Indem ihre Mutter und ihr Geliebter sie in den Armen hielten, den letzten Hauch ihrer Lippen empfangen, schwebte ihre reine Seele zum Himmel.